

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 14 (2007)
Heft: 157

Rubrik: Stadtleben

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ROCKRAKETEN AM CLUB

Die Abstecher nach Zürich oder Winterthur sind für viele seltener geworden. Der Grund: Seit einem halben Jahr gibt es in St.Gallen neben der Grabenhalle und dem Kugl auch das Palace. Der Winter 2006/07 war ein Feuerwerk von überdurchschnittlich interessanten Veranstaltungen. von Richard Zöllig

Mit der Zwischennutzung des ehemaligen Kinopalastes wurde der Ehrgeiz der Grabenhalle und des Kugl zusätzlich angestachelt. Darüber sind sich die Betreiber der drei Clubs einig. Diskussionen gibt es jedoch über den Auftrag und die Haltung hinter den einzelnen Programmen. Saiten hat Oliver Nessensohn (IG Grabenhalle), Daniel Weder (Kugl GmbH) und Kaspar Surber (Verein Zwischennutzung Palace) an einen Runden Tisch mit Ecken und Kanten gebeten.

Seit rund einem halben Jahr gibt es das Palace in St.Gallen. Tonhütte, Fanatorium und die Erfreuliche Universität sind für viele bereits zu einem Markenzeichen geworden. Wie sehen das die anderen Clubbetreiber?

Oliver Nessensohn, Grabenhalle: Das Palace ist fraglos eine Bereicherung für das Kultur- und Clubleben in der Stadt. Das Publikum hat eine wesentlich grössere Auswahl.

Schlägt sich das zusätzliche Angebot auch in den Besucherzahlen nieder?

Daniel Weder, Kugl: Es hat sich gezeigt, dass es im Grossraum St.Gallen genügend Leute gibt, die gerne in den Ausgang gehen. Insgesamt sind wohl mehr Leute nach St.Gallen gekommen. Noch eine Konzerthalle oder ein Club im Stil des Palace wäre definitiv zuviel. Das würde sich dann auf die Besucherzahlen auswirken.

Trotzdem tönt das nach grosser, club-übergreifender Harmonie.

Kaspar Surber, Palace: Es hängt stark von der Art der Veranstaltung ab, an welches Zielpublikum sie sich richtet. Im Palace stellen wir jedenfalls eine erfreuliche Entwicklung bei den Zuschauerzahlen fest. Es kommen auch ganz unterschiedliche Zuschauer. Mir scheint ausserdem wichtig, dass wir hier nicht einfach von den «drei St.Galler Clubs» reden, die soviel miteinander gemeinsam haben sollen.

Das Winterthurer Modell, wo Salzhaus, Gaswerk und Albani gemeinsame Flyer drucken und sich auch sonst angleichen, würde mir nicht gefallen.

Kugl: Da sehe ich keine Gefahr. Wenn ich zum Beispiel an den ganzen House-Bereich denke: da ist weder die Grabenhalle, das Palace oder wir vom Kugl dabei. Das läuft im Elephant, im Backstage oder anderen Clubs. Ich wurde vor der Palace-Eröffnung auch immer gefragt, ob das für das Kugl eine Riesenkonkurrenz sei. Dabei ist offensichtlich, dass das Palace eine ganz andere Lokalität mit völlig eigenständigem Programm ist. Das Kugl-Publikum deckt sich eher mit jenem der Grabenhalle.

An einem Abend spielten im Palace Rocket Freudenthal, in der Grabenhalle Die Aeronauten. Beides spricht die gleichen Leute an und da war das Palace beinahe leer. Könnt ihr euch untereinander nicht besser absprechen?



Kugl, Grabenhalle und Palace machen sich nichts streitig. Bild: Daniel Ammann

HIMMEL

Grabenhalle: Es gibt viele Angebote von Bands, die ausschliesslich an einem bestimmten Abend in St.Gallen spielen können. Da muss man einfach entscheiden, ob man auf das Konzert verzichten möchte, weil das Palace oder das Kugl etwas Ähnliches geplant haben. Das ist halt auch ein Teil des Risikos eines Veranstalters.

Palace: Das war eine Aufforderung von Stadtpräsident Scheitlin am Stadtkulturgespräch: Dass sich die Kulturschaffenden und die Clubs in St.Gallen stärker untereinander vernetzen sollten. Terminabsprachen sind sicher wichtig. Vor allem aber müssen die Clubs für ihr Profil spannende Kooperationen mit den Szenen im In- und Ausland suchen.

Zum Profil: Das Kugl hat inzwischen das Image eines Party-Hauses. Trinken, Gas geben, ein bisschen Musik hören: War das, als ihr das Kugl vor drei Jahren eröffnet habt, eigentlich so geplant?

Kugl: Partys gehörten zur Grundidee des Kugl. Aber ursprünglich wollten wir schon auch noch mehr Konzerte, Theater-Veranstaltungen oder andere Kulturveranstaltungen nicht nur unter der Woche, sondern auch an den Wochenenden anbieten. Wir haben das auch gemacht, aber im Endeffekt haben die meisten dieser Veranstaltungen beim Publikum nicht richtig gegriffen.

Das heisst: Sie haben sich nicht gerechnet? ihr betreibt das Kugl ja nahezu ohne finanzielle Unterstützung der öffentlichen Hand.

Kugl: Zum einen ist das sicher so: Partys sind eben schneller auf die Beine gestellt als Konzerte. Und dann mussten wir nach der Anfangs-Naivität schnell erkennen, dass Rechnen zum Geschäft gehört. Wir finanzieren uns in der Tat nach wie vor zum allergrössten Teil selber und müssen immer noch recht happige Schulden abtragen. So ging die Entwicklung stärker in Richtung Party-Location. Mit Rouven Hörler als Programmchef wollen wir das aber schon bald wieder ändern, zum Teil läuft das auch schon. In der kommenden Saison hätten wir gerne wieder einen grösseren Theateranlass und auch bei den Live-Konzerten wird sich einiges tun.

Welches Profil strebt die Grabenhalle an?

Grabenhalle: In der Offenen Halle werden auch in Zukunft viele Fremdveranstalter ihre Anlässe durchführen. Daran wird nicht gerüttelt. Natürlich können wir von der Programmgruppe so nur bedingt steuern, was veranstaltet wird. Mit unseren eigenen Anlässen, die wir unter der Marke «Bruchteil» organisieren,

wollen wir die Grabenhalle als Konzerthalle weiter stärken und ausbauen. Der Nachteil an diesem Modell ist sicher, dass gegen aussen kein einheitliches, durchprogrammiertes Bild der Halle entsteht.

Palace: Reicht es wirklich, wenn ihr euch einfach als Offene Halle definiert? Offen für alle: Das alleine ist doch keine Haltung, da steckt auch keine Aussage dahinter – eine politische schon gar nicht.

Grabenhalle: Wenn Leute kommen, die bei uns eine politische Diskussion oder andere spannende Anlässe mit politisch-gesellschaftlichem Inhalt machen wollen: Nur zu, sehr gerne! Oder erwartest du, dass wir uns von der Programmgruppe stärker politisch einbringen?

Palace: Ich stelle einfach fest, dass es in St.Gallen einige starke ausserparlamentarische Gruppierungen gibt und die haben mit der Grabenhalle von aussen betrachtet fast nichts mehr zu tun. Obwohl ja gerade die Offene Halle in den achtziger Jahren politisch erkämpft werden musste und aus diesen Zusammenhängen gewachsen ist.

Partys sind eben schneller auf die Beine gestellt als Konzerte. Und dann mussten wir nach der Anfangs-Naivität schnell erkennen, dass Rechnen zum Geschäft gehört. Daniel Weder, Kugl

Grabenhalle: Als ich vor einigen Jahren nach St.Gallen gekommen bin, ist mir auch aufgefallen, dass es in der Grabenhalle und im Umfeld kaum noch politische Diskussionen gegeben hat. Aber schau mal, wie das läuft, wenn wir eine Haltung vertreten wollen: Im Abstimmungskampf zum Polizeigesetz mit dem Wegweisungsrecht haben wir grosse Plakate gegen die masslosen Verschärfungen an die Fenster und die Aussenwände geklebt. Danach gab es einen SVP-Vorstoss im Parlament, die Grabenhalle dürfe sich als städtisch unterstützter Raum nicht in eine Abstimmung einmischen. Die Konsequenz war, dass wir die Plakate entfernen mussten. Was ist das für ein Verständnis von Demokratie, wenn sich eine politisch erkämpfte Kulturinstitution nicht mehr zu einer Abstimmung äussern darf, die direkt die Jungen betrifft?

Für welche politische Haltung steht denn das Kugl?

Kugl: Ich stelle mir eine ganz andere Frage. Gibt es diese politische Bewegung überhaupt noch? Ich spüre jedenfalls wenig bis gar nichts davon. Wir hatten im Kugl auch schon die FDP oder die SP zu Gast. Das ist für mich eine Vermietung wie jede andere auch: Es geht um die wirtschaftlichen Aspekte. Mir ist grundsätzlich egal, welche Partei bei uns ist – selbst wenn die SVP das Kugl mieten würde.

Palace: Es geht hier nicht um eng gefasste parteipolitische Parolen und Meinungen. Und du hast vorher ja bestätigt, dass das Kugl am Anfang auch andere Ansprüche hatte. Ihr wolltet – bloss ein Beispiel – doch auch eine solidarisch offene Werkstatt für alle bauen. Ich bin da ja auch selbstkritisch gegenüber dem Palace: Wir zeigen wohl Jan Buchholz' Film «Auf- und Abbruch in St.Gallen», diskutieren über die lange Tradition fremdenfeindlicher Ausländerpolitik oder über Spanienkämpfer. Am Schluss machen wir aber einfach Kultur und es geht noch nicht darüber hinaus.

Belanglose Comedy statt politisches Kabarett: Das ist doch ein Trend der Zeit. Nehmt ihr die Musikszene überhaupt noch als etwas Politisches wahr?

Kugl: Hip-Hop ist der einzige Stil mit offensichtlich politischen Inhalten.

Palace: Musik ist nicht per se politisch, wenn Parolen verbreitet werden. Es gibt die Zeile von Jan Delay: «Gib mir: Gutes Radio, gutes Fernsehen, gute Mode, gutes Essen, gute Clubs. Und wir könnten wetten: In zwanzig Jahren mach ich dir aus Bielefeld Manhattan.» Für mich hat Kultur dann eine politische Bedeutung, wenn sie emanzipative Züge hat. Dass jemand zum Beispiel an ein Konzert geht und so beeindruckt ist, dass es etwas mit seiner Person zu tun bekommt und sich daraus eine Haltung entwickelt. Vielleicht ist das beim aktuellen Rollback in die neue Biederkeit auch das einzige, was uns bleibt.

Kugl: Politisch zu sein, ist bei den Jungen heute eben überhaupt kein Bedürfnis mehr. Die meisten wollen, dass alles sauber ist und gut läuft. Die schufteten in der Woche, und am Wochenende haben sie keinen Bock, sich gegen etwas aufzulehnen oder sich für etwas einzusetzen.

Palace: Von den Anfangsideen ist im Kugl kaum noch etwas spürbar. Neuerdings gibt es Ausweiskontrollen, um ins Kugl zu kommen, Securitas-Typen vor der Tür. Das kann es doch nicht sein. Es kommt doch auch darauf an, was man sich und den Leuten vorsetzt. Am Anfang haben uns alle gesagt, das Palace sei elitär, kompliziert und weiss ich was alles. Mittlerweile ist das Interesse am Programm stark gestiegen.

13. Mai, 11h

Gilgamesh Abenteuer. Peter Schweiger und Aion Quintett

13.30h

Muttertag im Park. Parkführung, Familienfest mit Attraktionen

20. Mai, 12h

Sumaya Farhat-Nazer liest. von Schönem aus ihrem neuesten Buch
Foto-Vernissage Ruth Stadelmann. «Davor-Dahinter»



kulturverein



SCHLOSS WARTEGG

9404 Rorschacherberg

Reservation: Tel. 071/858 62 62 kultur@wartegg.ch Bus inklusiv!



BARATELLA

Franco Marchesoni

Täglich frische, hausgemachte
Eier-Nudeln, Spinat-Nudeln, Spaghettini,
Lasagne und Ravioli

Unterer Graben 20, St.Gallen, Telefon 071 222 60 33



Metzgergass 26
9000 St.Galle

Postkarten
Taschen
Rucksäcke
Kerzen
Tücher
Geschenkartikel
Erfreuliches
Nützliches
Originelles

Spätis Boutique

Spätis Boutique GmbH
Spisergase 24
CH-9000 St.Gallen
Tel. 071 223 85 35
Fax 071 223 14 06

Seitdem wir wieder auf Securitas-Leute am Eingang verzichten dürfen, hat sich die Lage sogar entschärft. Dass Uniformen auch provozieren, ist keine Frage. Oliver Nessensohn, Grabenhalle

Wie sähe eine typische Freitag- oder Samstagnacht im Kugl ohne Türsteher oder Ausweiskontrolle aus?

Kugl: Zum einen wäre draussen ein Saulärm. Die Nachbarn würden die Polizei rufen. Das Kugl würde wohl ziemlich bald von den Behörden geschlossen. Es stimmt schon, wir haben mit den Türstehern ein Signal gesetzt, das letztlich auch die Grabenhalle zu spüren bekam. Aber es war auch schwierig: Wir sind ein ums andere Mal mit der Gewerbepolizei zusammen gesessen. Sie wollte uns die Verlängerungen streichen, es ging um mein Wirtepatent. Die einzige Lösung war, dass wir Securities einsetzen mussten.

Das Publikum in der Grabenhalle lässt sich an vielen Abenden mit jenem des Kugl vergleichen. Wie drastisch ist die Situation bei euch?

Grabenhalle: Seitdem wir wieder auf Securitas-Leute am Eingang verzichten dürfen, hat sich die Lage sogar entschärft. Dass Uniformen auch provozieren, ist keine Frage. Ohne Securities entsteht im Publikum selber viel eher eine Dynamik, dass gegenseitig darauf geachtet wird, wenn etwas eskaliert. Aber natürlich hängt es letztlich davon ab, ob jemand einschreitet, wenn etwas passiert. Oder ob er einfach daneben steht und findet, das gehe ihn nichts an.

Kugl: Wir müssen uns bewusst sein: Diese Brutalisierung, dieser «Amerika Groove» oder wie man das nennen will, kommt auch zu uns. Die Erziehung funktioniert nicht mehr. Es passieren Dinge, die wir selber in der eigenen Jugend noch nicht gekannt haben. Sich sinnlos an den Rand der Ohnmacht zu trinken. Angst haben zu müssen, auf dem Heimweg von Gleichaltrigen vergewaltigt zu werden. Kommt hinzu, dass es vor dem Kugl ohne Securities regelmässig wüste Campszenen mit einer Riesensauerei gab. Das geht zum einen wegen der Nachbarn nicht. Zum anderen fanden wir es selber auch nicht mehr lustig, nach jeder Nacht Berge von Abfällen zu entsorgen und Bierflaschen einzusammeln, die nicht einmal bei uns gekauft wurden.

Weil das Kugl nicht subventioniert ist, braucht ihr mehr Umsatz an der Bar, damit die Rechnung aufgeht.

Kugl: An einem Wochenende müssen wir logischerweise einen gewissen Umsatz machen,

sonst haben wir am Monatsende ein Problem. Und natürlich machen wir den Umsatz nicht bloss mit Mineralwasser oder Bier. Da braucht es auch harte Drinks.

Grabenhalle: Die Grabenhalle hat es da einfacher. Weil wir einen öffentlichen Auftrag haben, sind die Preise von nichtalkoholischen Getränken bewusst tief. Die Schnäpse hingegen teuer. Für uns ist der Umsatz schon auch wichtig, aber wir können halt auch auf Subventionen zurück greifen.

Palace: Es ist keine Frage: Wer ein Kulturprogramm machen will, braucht Subventionen. Ohne Wenn und Aber. Wer beispielsweise ein internationales Live-Konzert in einer Stadt wie St.Gallen organisiert, muss im Normalfall davon ausgehen, dass er ohne Unterstützung rund 2000 Franken drauf legt.

Grabenhalle: Das sehe ich auch so. Sonst müsste das Programm ausschliesslich dem Mainstream angepasst werden. Oder man könnte bloss noch Hip-Hop- oder Reggae-Partys mit zwei Plattenspielern und 20 Franken Eintritt auf die Beine stellen. Wir sind ohne Zweifel auf Defizitgarantien angewiesen.

Palace: Und das heisst in der Konsequenz eben auch, wenn wir vom Palace 100'000 Franken im Jahr bekommen, sind damit erst die 50 Konzerte bezahlt.

Kugl: Das hört sich jetzt so an, als ob wir vom Kugl nie Geld von der Stadt gewollt hätten. Dort hiess es einfach, dass es unmöglich sei, eine profitorientierte GmbH zu unterstützen. 10'000 Franken hat es dann doch noch gegeben für den Bau. Aber sicher wollten wir von Anfang an einen Betrieb aufbauen, von dem wir leben können. Das ist vergleichbar mit der Gründung einer anderen Firma. Und es funktioniert ja auch. Unser Problem ist vielleicht auch die Lage: Sobald in der Umgebung des Güterbahnhofs irgend etwas los ist, heisst es, das waren die vom Kugl. Wir haben schon Lärmklagen gekriegt an Tagen, an denen das Kugl gar nicht geöffnet war.

Blicken wir in die Zukunft: Im schlechtesten Fall könnte das St.Galler Rock-Feuerwerk bloss ein Strohofer sein. Das Kugl könnte 2008 wegen der geplanten Grossüberbauung schliessen. Auch der Vertrag über die Zwischennutzung des Palace läuft 2008 aus.

Palace: Allgemein geht der Trend dahin, dass die Städte nur noch dem Tourismus dienen und immer weniger bewohnt werden. All die unsäglichen Standortmarketing-Ideen. Ein Ikonenbau hinstellen, der dann zum Imageträger werden soll. Oder einen Anlass klotzen wie die Festspiele auf dem Klosterplatz: Es bringt einer Stadt wie St.Gallen doch hundert Mal mehr, wenn zwanzig Leute einen Lohn bekommen und kontinuierlich für die Kultur arbeiten. Wenn man unsere Betriebe unterstützt, wenn man uns gleichzeitig machen lässt, dann gibt es uns auch in Zukunft.

Es könnte sein, dass das Palace zum neuen Sitz des Stadtparlaments wird. Die FDP hat im Parlament einen Vorstoss in diese Richtung lanciert.

Palace: Das ist schon etwas respektlos. Käme es dem Zürcher Parlament etwa in den Sinn, mal schnell ins Helsinki oder ins Dada-Haus zu zügeln? Und Zürich ist doch das grosse Vorbild aller Standortpolitiker. Wir arbeiten jetzt seit einem halben Jahr ehrenamtlich für ein hoffentlich spannendes Programm und für uns ist das schon gar kein Probebetrieb mehr. Wir wollen das Palace auf jeden Fall auch nach 2008 weiter führen.

Kugl: Für das Kugl ist es schwieriger. Wir wussten von Anfang an, dass auf dem Güterbahnhof eine Überbauung geplant ist. So grottenwüst, wie die Überbauung jetzt geplant ist, wird das eine Riesenkatastrophe. Wir haben mitgeholfen, Unterschriften für das Referendum zu sammeln und hoffen einfach, dass es hier ein besseres Projekt gibt. So würden auch wir Zeit gewinnen. Wenn wir aber trotzdem ausziehen müssen, werden wir gehen. Wir werden uns sicher nicht ans Kugl anketten oder mit Transparenten auf die Strasse setzen.

Bleibt noch die Grabenhalle, euch gibt es auch in zwanzig Jahren noch?

Grabenhalle: Davon gehe ich aus. Vielleicht gibt es dann auch in St.Gallen eine grössere IG Kultur. So wie es jetzt läuft, sind alle Kulturveranstalter einzelne Bittsteller bei Stadt und Kanton. Eine übergeordnete IG könnte für alle reden, und mit dem Publikum im Rücken hätten wir bestimmt mehr zu sagen. Es braucht die Solidarität der gesamten Kulturwelt: Vom kleinen autonomen Raum bis zum Theater. In diesem Sommer gibt es jetzt erstmal ein gemeinsames Fest mit dem Palace. Das soll auch auf dem Parkplatz zwischen den beiden Lokalen steigen. Vielleicht können wir gemeinsam auch solche Räume öfters nutzen und beleben.

Es bringt einer Stadt wie St.Gallen doch hundert Mal mehr, wenn zwanzig Leute einen Lohn bekommen und kontinuierlich für die Kultur arbeiten. Wenn man unsere Betriebe unterstützt, wenn man uns gleichzeitig machen lässt, dann gibt es uns auch in Zukunft. Kaspar Surber, Palace

DIE KONSTRUKTION MORALISCHER HELDEN

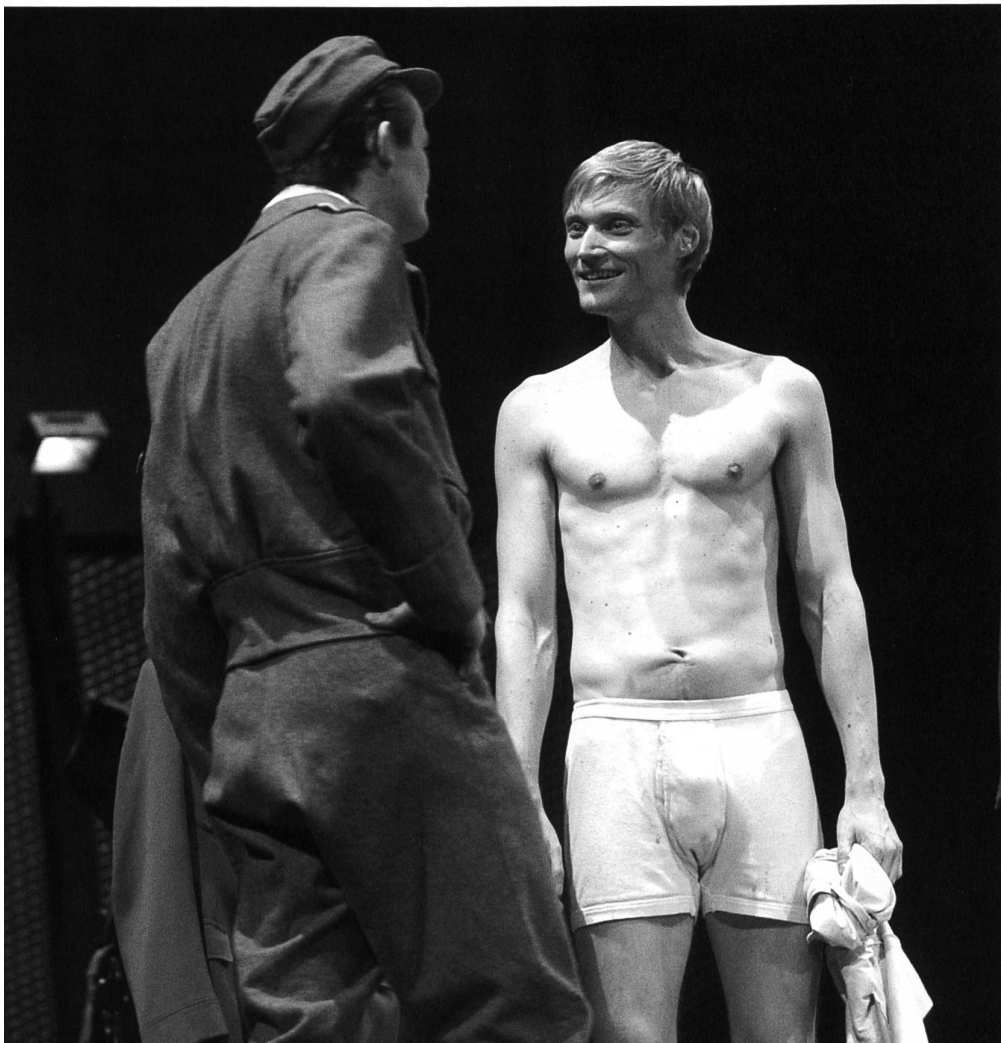
Die Offene Kirche St.Gallen öffnet nach dem Auszug aus St.Leonhard ihre neuen Türen: in der ehemaligen Christian-Science-Kirche. Erster Anlass ist eine Ausstellung zum Wehrdienstverweigerer Franz Jägerstätter. von Daniel Klingenberg



Es war ein hehres Gefühl, «Schindler's List» zu schauen. Steven Spielberg holte Oskar Schindler, der in der Zeit des Zweiten Weltkriegs jüdische Zwangsarbeiter vor dem Tod gerettet hatte, mit seiner Ver-

filmung im Jahr 1993 aus dem Dunkel der Geschichte ins mediale Rampenlicht. Listig rettete Schindler in seiner Emaillewarenfabrik, die er als «kriegswichtige Produktion» einstufen liess, Hunderte von Frauen und Männern. Als Zuschauer im Kinosessel lässt man sich gerne von dieser Art Zivilcourage anstecken und denkt: «Widerstand war eben doch möglich.» «Schindler's List» bekam sieben Oscars. Darsteller Liam Neeson hat die schillernde Figur einer breiten Öffentlichkeit bekannt gemacht.

Franz Jägerstätter, inszeniert in Joshua Sobols «Der Augenzeuge» am Theater St.Gallen 2004.
Bild: Hanspeter Schiess



Das gleichnamige Buch, auf dem der Film basiert, ist bereits 1982 erschienen. Zudem wurde Schindler bereits 1965, noch zu Lebzeiten, mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet. Warum wurde Schindler erst in den Neunzigern zu einem Star?

Spielberg hat die Schindler-Story so verfilmt, dass sie vorhandene Bedürfnisse geschickt bedient. Figuren, welche in der Nazi-Zeit ihre moralische Integrität bewiesen haben, eignen sich als Vorbilder in einer vorbildlosen Zeit. Allenthalben wünscht man sich in der multioptionalen Schöner-Leben-Welt Identifikationsfiguren, deren Handeln nicht von der Marktwirtschaft bestimmt wird, sondern aus einem inneren Antrieb für Gerechtigkeit. Moralische Helden aus der Nazi-Zeit eignen sich ausgezeichnet für diese Rolle. Ein Gradmesser dafür ist der Aufschrei, wenn der Held sie nicht erfüllt: So geschehen bei Benjamin Wilkomirski, dessen Büchlein «Bruchstücke – Aus einer Kindheit 1939-1948» sich nach glänzenden Rezensionen samt TV-Auftritten als Fälschung erwies. Beide Beispiele zeigen, dass solchen Helden ein Moment der Konstruktion innewohnt: Um im Dunkel der Welt ein moralischer Leuchtturm zu sein, muss die Figur in einer günstigen Art und Weise in den öffentlichen Diskurs eingespielt werden.

Sobol entdeckt Jägerstätter

Das Zeug zu einer solchen Rolle hat auch Franz Jägerstätter. Im Mai kommt eine Ausstellung zu seiner Person in die Offene Kirche St.Gallen, die nach dem Auszug aus St.Leonhard an der Böcklinstrasse in der ehemaligen Christian-Science-Kirche ihre Türen wieder öffnet. Der Zeitpunkt für ein Jägerstätter-Revival passt: Am 20. Mai jährt sich sein 100. Geburtstag. Zudem dürfte dem St.Galler Publikum Jägerstätters Geschichte noch in Erinnerung sein, da sie 2004 in Joshua Sobols Inszenierung «Der Augenzeuge» am Theater St.Gallen erzählt worden ist.

Franz Jägerstätter widersetzte sich dem Dienst in Hitlers Wehrmacht. Er berief sich dabei auf seinen katholischen Glauben sowie darauf, dass ein normaler Mensch sich weigere, im Heer eines Verbrecherregimes zu dienen. «Normal» war damals etwas anderes: Jägerstätter wurde wegen «Zersetzung der Wehrkraft» zum Tod verurteilt und am 9. August 1943 in Berlin enthauptet. Joshua Sobol hat seine Geschichte in ein Stück gegossen, bei dem er in St.Gallen gleich selber Regie führte. «Der Augenzeuge» mag als Musterbeispiel für die Aufbereitung einer Lebensgeschichte zur potenziellen moralischen Ikone gelten: Der israelische Dramatiker Joshua Sobol stiess nach eigenen Aussagen eher zufällig auf die Biografie des vaterlos aufgewachsenen Bauern. Er begann zu recherchieren und entdeckte Jägerstätter als eine «wichtige Figur» für die Gegenwart, der als Augenzeuge gegen die Relativierung von Wahrheit kämpft: «Ich bin Augenzeuge dafür, dass alle vorgeben, nichts zu sehen, nichts zu hören und nichts zu wissen.» Der Erfolgsautor Sobol, der mit der deutschsprachigen Erstaufführung des «Augenzeugen» dem Theater St.Gallen einen

Coup beschert hat, präsentiert ihn als Helden, der der Verführung, seine Überzeugungen zu opfern, widersteht.

Gewissensentertainment

Die Rezensionen des Stücks fielen jedoch zwiespältig aus. Der Stoff sei schmissig in Szene gesetzt, aber die Figuren würden die Thesen aktueller Debatten über die Nazi-Zeit wiederholen, hiess es im Tages-Anzeiger. Man fühle sich ein wenig in die – damals laufende – umstrittene Wehrmachtsausstellung des Hamburger Instituts für Sozialforschung versetzt. Günther Fässler wirft dem Stück im St.Galler Tagblatt «harmloses Gewissensentertainment» vor: Es tue «wenig weh». Andere Rezensenten schrieben, es sei «unglaublich bequem», am Abend im Theatersessel ein besserer Mensch zu werden. Aber es gab auch positive Stimmen: Das Stück zeige glasklar das Verhalten der Menschen unter einem Terrorregime und nehme ebenso klar dazu Stellung.

Für den Pastoralassistenten Thomas Joller, Projektleiter der Offenen Kirche St.Gallen, ist Franz Jägerstätter eine Widerstands-Figur. Er stelle fest, dass gewisse Parteien in unserer Zeit erneut mit der Dynamik der Massen spielten: Mit Moslem- und Ausländer-Themen plakativ den Volksmund zu bedienen, schüre Emotionen und erzeuge eine aufgeheizte Stimmung. Es sei wichtig, solcher Demagogie mit Persönlichkeiten wie Franz Jägerstätter zu begegnen. Mit Veranstaltungen und einer Auseinandersetzung mit dieser Figur könnten Akzente gegen solche aktuellen Strömungen gesetzt werden.

Die Ausstellung «Besser die Hände als der Wille gefesselt» ist eine Leihgabe des Antikriegsmuseums der Friedensbibliothek Berlin. Sie gibt einerseits Einblick in das Leben von Franz Jägerstätter. Andererseits zeigt sie die Schicksale anderer Kriegsdienstverweigerer im Dritten Reich. Ob das reicht, dass breite Kreise Franz Jägerstätter als moralisches Vorbild entdecken, wird sich weisen. Mithelfen könnte die seit Jahren angestrebte Seligsprechung von Jägerstätter durch die katholische Kirche. Dafür fehlt nur noch die Unterschrift von Papst Benedikt. Nebenbei: Zur Rolle der Kirche im Dritten Reich lohnt sich immer noch die Lektüre von Rolf Hochhuts Trauerspiel «Stellvertreter». Ein Abend mit diesem Text wird mit Sicherheit nicht bequem.

Offene Kirche St.Gallen. In der ehemaligen Kirche «Christian Science», Böcklinstrasse 2. Donnerstag, 10. Mai, 19 Uhr. Eröffnung der Ausstellung «Besser die Hände gefesselt als der Wille», zum Leben Franz Jägerstätters und dem Widerstand gegen das Nazi-Regime allgemein. Begleitend zur Ausstellung: Freitag, 18. Mai, 19.30 Uhr: Ueli Wildberger, Friedensaktivist in Zürich, referiert über gewaltfreien Widerstand im Zweiten Weltkrieg und heute. Mittwoch, 30. Mai, 19.30 Uhr: «Zeugnisse aus dem Widerstand», vom Cabaret Cornichon, dem Nebelspalter bis zu Dietrich Bonhoeffer, vorgetragen von Meie Lutz und Fridolin Trüeb. Zudem berichtet Arne Engeli: «Die gewaltfreie Wende in der DDR miterlebt.»

Treffpunkt Bahnhof St.Gallen. Mittwoch, 16. Mai, 18.15 Uhr. Stadtführung mit Walter Frei, Theologe. St.Gallens Verhalten in der Zeit des Nationalsozialismus, zwischen Anpassung und Kollaboration.

MEISTERSTÜCK

PFARRER ANDREAS NUFER

Er blättert im Telefonbuch seines Handys und wählt eine einzige Nummer. Wenige Stunden später stehen sieben junge Hip-Hopper bereit, um für die vorliegende Saitenausgabe über ihre Probleme zu reden. Viele Jugendliche besuchen seinen Konfirmationsunterricht weiterhin, obwohl sie selber längst konfirmiert sind. Andere rufen ihn an, wenn sie Rat brauchen, oder schicken eine sms. Woher das grosse Vertrauen? «Jugendliche spüren sofort, wenn das Interesse nicht echt ist», sagt der Pfarrer und zuckt mit den Schultern. «Ich mag ihre Geschichten wirklich, da kann ich nichts dafür.»

Andreas Nufer ist «wohlbehütet», wie er sagt, im zürcherischen Kloten aufgewachsen, mit Eltern, die Gutenachtgeschichten selber erfanden, einen grossen Gemüsegarten pflegten und den Naturschutzverein Kloten gründeten. In der Kantizeit in Bülach wurde er selber politisch aktiv. Er war Anfang achtziger Jahre an der Gründung der GSoA beteiligt, setzte sich für autofreie Sonntage ein, und auf Maturareise in Budapest halfen er und einige Klassenkameraden jungen Einheimischen, in die Schweiz zu flüchten. Die Familie Nufer besuchte selten einen Gottesdienst. Umso mehr überraschte es Freunde und Verwandte, als sich Andreas Nufer entschied, Theologie zu studieren. Er arbeitete nach der Matura aushilfsweise als Zimmermann und erinnert sich an den Nachmittag, als er ganz allein auf einem Dach sass und Nägel einschlug. Der Nebel lag über dem Rhein und Andreas Nufer hatte plötzlich keine Mühe mehr, sich für ein Studienfach zu entscheiden. Nur ein kleiner Teil der Theologiestudenten war dann so «stier», wie ihn viele gewarnt hatten. Mit den andern ging er nach der Uni in der Haifischbar Bier trinken oder lernte Griechisch im Café Schlauch. Das theologische Seminar lag günstig, im Zürcher Niederdorf. Zu dieser Zeit hätte sich Andreas Nufer nicht im Traum

vorstellen können, einmal Gemeindepfarrer zu werden.

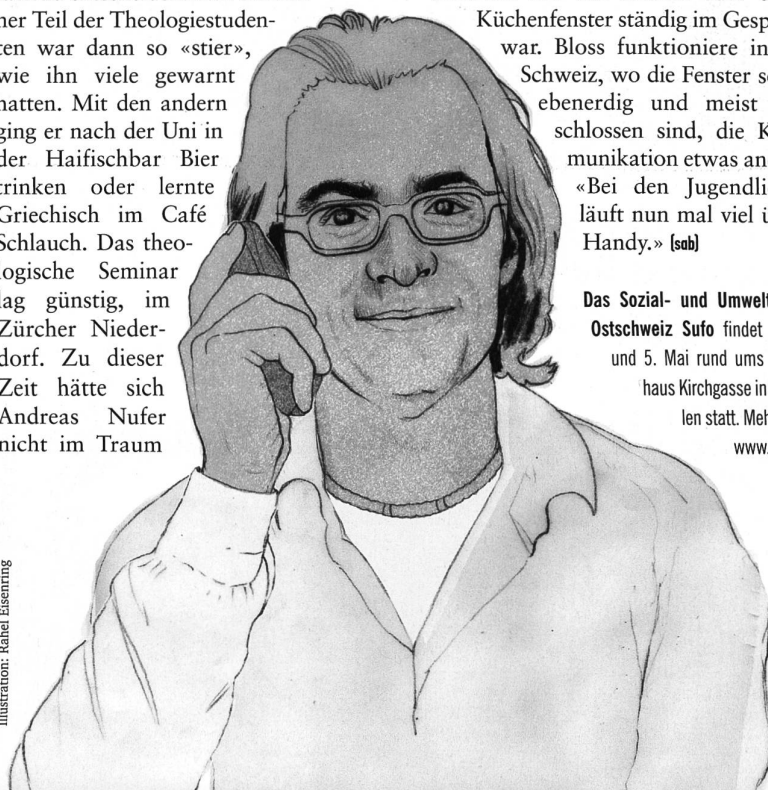
Nach den grossen Zwischenprüfungen fuhr er für zwei Semester nach Belem in Brasilien, wo er und sein Mitbewohner in Armenvierteln mit Kindern Theater einstudierten. An der Uni lernte er die Präsidentin der Studentenbewegung kennen: Mariana. Sie verliebten sich, bekamen ein Kind und kehrten gemeinsam in die Schweiz zurück. Andreas Nufer beendete sein Studium und war Hausmann, Mariana arbeitete. Nach langen Gesprächen entschieden sie sich schliesslich, das Experiment doch zu wagen und sich als «Herr und Frau Pfarrer» in einer Kirchgemeinde zu bewerben. Sie stellten jedoch eine Bedingung: Andreas Nufer würde ein Jahr nach Antritt der Stelle nach Belem wechseln, ein brasilianischer Pfarrer käme stattdessen in die Schweiz. Der Austausch sollte fünf Jahre dauern. Die Kirchgemeinde Halden in St.Gallen war sofort einverstanden. Als Pfarrer einer lutherischen Gemeinde in Belem arbeitete Andreas Nufer wieder in den Armenvierteln und baute dort neue Gemeinden auf. Die Erfahrungen in den Favelas, wie die Armenviertel in Brasilien genannt werden, habe seine Arbeit als Pfarrer massgebend geprägt.

Seit acht Jahren ist Andreas Nufer zurück in St.Gallen, wo er sich unter anderem als unermüdlicher Kämpfer fürs St.Galler Solidaritätsnetz und das Sozial- und Umweltforum Sufo einen Namen gemacht hat. Er arbeite in St.Gallen ganz ähnlich wie in Belem, sagt der Pfarrer, wo er mit Mitgliedern seiner Gemeinde draussen auf der Strasse oder übers

Küchenfenster ständig im Gespräch war. Bloss funktioniere in der Schweiz, wo die Fenster selten ebenerdig und meist verschlossen sind, die Kommunikation etwas anders. «Bei den Jugendlichen läuft nun mal viel übers Handy.» (sob)

Das Sozial- und Umweltforum Ostschweiz Sufo findet am 4. und 5. Mai rund ums Schulhaus Kirchgasse in St.Gallen statt. Mehr Infos: www.sufo.ch

Illustration: Rahel Eisenring



19. INTERNATIONALES

BODENSEEFESTIVAL 2007



CHOR- UND ORCHESTERKONZERT

JOHANN SEBASTIAN BACH | «HERKULES AUF DEM SCHEIDEWEGE» BWV 213

KARL DITTERS VON DITTERSDORF | «ESTHER» (Erstaufführung)

Alexandra Spurna Sopran | **Hans-Jürg Rickenbacher** Tenor

Simon Schnorr Bariton | **Camerata Helvetica** | **Konzertchor Ravensburg**

Urs Schneider und Hans Georg Hinderberger Leitung

2. Mai | 20 Uhr | St. Gallen | Kirche St. Laurenzen

GILGAMESH ABENTEUER

LESUNG UND MUSIK AUF REISEN

AION Quintett

Christian Berger | Berti Lampert | Marc Jenny | Markus Brechbühl | Dominic Doppler

Peter Schweiger Rezitation

4. Mai | 20.30 Uhr | Arbon | Kultur Cinema

11. Mai | 20.30 Uhr | St. Gallen | Gambrinus Jazz Plus im Kastanienhof

13. Mai | 11 Uhr | Rorschacherberg | Schloss Wartegg

MADRIGALI SPIRITUALI

BIBLISCHE LEGENDEN IM SPIEGEL GEISTLICHER MADRIGALE DER RENAISSANCE

ensemble officium | **Wilfried Rombach** Leitung

Bettina Winkler Moderation

8. Mai | 19.30 Uhr | St. Gallen | Stiftsbibliothek

öffentliche Probe: 16 Uhr | St. Gallen | Musiksaal Stiftsgebäude

GERTRUD LEUTENEGER

AUTORENLESUNG

8. Mai | 20 Uhr | St. Gallen | Festsaal Katharinen

SINGWOCHENENDE

FRANZ SCHUBERT | DEUTSCHE MESSE D 872 IN DER ORIGINALFASSUNG

Collegium Musicum St. Gallen | **Mario Schwarz** Leitung

Aufführung: 13. Mai | 11 Uhr | St. Gallen | Kathedrale

ORGELKONZERT DIETER HUBOV

WERKE VON FRANZ LISZT

13. Mai | 19 Uhr | Arbon | Kirche St. Martin

MÄRCHEN, MYTHEN UND LEGENDEN

Artist in residence **DMITRY SITKOVETSKY**

INFOS UND PROGRAMMHefTE

Fachstelle Kultur

der Stadt St. Gallen

Tel. (071) 224 51 60

www.bodenseefestival.de



Nachlese zur St.Galler Frauenvernetzungsworkstatt

Die 700 Frauen an der FVW 2007 hörten vor allem zu.
Bild: Sam Thomas

ZURÜCK IN DIE WERKSTATT!

von Monika Slamanig

Was am 24. März an der St.Galler Universität über die Bühne ging, war – eine beeindruckende Inszenierung. Am Jubiläumskongress zehn Jahre Frauenvernetzungsworkstatt (FVW) wurde gefeiert und gejubelt, das Audimax strotzte vor prominenten Frauen und den Medien in ihrem Schlepptau.

Eins vorweg: Wer es geschafft hat, einen schweizweit beachteten Frauenkongress auf die Beine zu stellen und 700 Frauen zu versammeln, dem gebührt Lob. Zu Recht sind deshalb an der FVW die Initiantinnen gewürdigt worden. Allen voran Erika Bigler, die Netzwerkerin und Motivatorin, dank der 1997 die erste FVW zustande gekommen ist. In den ersten Jahren war es ein Bruchteil engagierter Frauen, die in engen Räumen zusammengepfert über das diskutierten, was ihnen auf der Seele lag.

Und heute? Wird noch diskutiert? Die FVW ist eine Drehscheibe in Frauenfragen in einem Umfeld, in dem Gleichstellung oft noch immer nichts Anderes als ein politisch korrektes Schlagwort ist. Dagegen traten hochkarätige Rednerinnen an wie die St.Galler Regierungsrätinnen Kathrin Hilber und Heidi Hanselmann, die Politologin Regula Stämpfli, die erste katholische Priesterin Monika Wyss, Publizistin Yvonne-Denise Köchli, Philosophin Ursula Pia Jauch, Christa Joss, CEO Alternative Bank, Bundesrätin Doris Leuthard. Das Publikum liess sich Gescheites und Witziges über die Missstände und kleinen Erfolge in Frauenfragen sagen und war bereit, ihnen mit jubelnder Begeisterung zu folgen. Man ist sich einig, man mag sich und lässt sich gern unterhalten.

Wenn seit Jahren die gleichen Missstände kritisiert und die gleichen kleinen Erfolge gefeiert werden, wo bleibt die Auseinandersetzung, warum das immer noch so ist? An der FVW feierte man sich selbst, allein schon, weil frau Frau ist, selbst wenn es sich, wie im Fall von Karin Keller-Sutter, die mit ihrer repressiven (Asyl-)Politik als Vorsteherin des St.Galler Justiz- und Polizeidepartements eher einer einschlägigen Partei als den Frauen dient, um eine höchst zweifelhafte Würdigung handelte. Der einzige Werkstatt-würdige Tagespunkt, ein Talk zwischen vier Frauen, die nicht von vornherein einhelliger Meinung waren, musste abgewürgt werden, um ein überfrachtetes Programm durchzuboxen, gerade als, dank der provokativen Einwände Jauchs, von ihrem Philosophinnen-Elfenbeinturm herab

(«Hier wird feministischer Populismus betrieben»), die Frauen im Publikum zeigten, dass es sehr wohl völlig unterschiedliche Auffassungen von Feminismus gibt. Wäre nicht ein Anlass, der das Wort Werkstatt verdient, einer, an dem wirklich debattiert wird, zwischen Publikum und Podium oder gar ohne Podium? Die FVW

und ihre Macherinnen haben viel erreicht, vor allem Prestige. Manch eine Teilnehmerin mag sich an die Werkstätten der ersten Jahre erinnern haben, wo man weniger medienwirksam einander diskutierend auf die

Pelle rückte und mit dem Gefühl heimging, etwas bewegt zu haben und weiter zu bewegen.

Die FVW droht in ihrem Ruhm stecken zu bleiben. Es ist zu hoffen, dass sie wieder zurückkehrt auf eine basisdemokratische Diskussionsplattform, wo nicht nur mit markigen Worten Klischees dar-

geboten werden – im besten Fall zur Erheiterung – sondern versucht wird, in übersichtlichen Gruppen Inhalte und Modelle zu entwickeln, die nach aussen ihre Wirksamkeit entfalten und ein Echo haben in alle gesellschaftlichen Schichten hinein, unter Männern und Frauen, und nicht nur jenen, die sich

die 190 Franken Kongressgebühr leisten können. Die Gender-Debatte ist längst nicht abgeschlossen. Sie muss erst neu geführt werden. Das ist Knochenarbeit – allerdings mit dem Gefühl, dabei als Frau nicht allein zu sein wie sonst oft

in Familie, Gesellschaft, Beruf, Politik, sondern mit Gleichgesinnten, mit denen man eine Riesenquantität weiblicher, kreativer Energie in den Topf zu werfen hat – Stoff für zukunftsweisende Ideen. Man kann der FVW wünschen, dass sie mit weniger Prestige, dafür mit mehr Werkstatt in die Zukunft geht.

Der einzige Werkstattwürdige Tagespunkt, ein Talk zwischen vier Frauen, die nicht von vornherein einhelliger Meinung waren, musste abgewürgt werden.

ALICE SCHWARZER UND DAS MENSCHSEIN

Da stand er bzw. sie, zum Abschluss der FVW, der Grund, weshalb viele Frauen kamen: das Idol ihrer Jugend, Alice Schwarzer. Warum ein Idol? Der Grund liegt in ihrem Stehen dort am Rednerinnenpult. Lächelnd, locker, listig, humor- und kraftvoll, versöhnlich, freundschaftlich. Sie produziert sich nicht, gibt nichts vor. Sie hat, was sie hat, das Recht und das Selbstbewusstsein, sich selbst zu sein. Sie ist das geworden, wofür sie lange Jahre gekämpft hat, kritisiert, angegriffen, lächerlich gemacht wurde. Eine Vordenkerin, eine, die etwas bewegt. Dreissig Jahre lang «Emma», die Frauenzeitschrift, der kaum jemand auch nur ein Jahr gab. Hat für die Menschenrechte von Frauen in Afrika und anderen Ländern mobilisiert, gegen Pornografie, gegen Beschneidung von Mädchen, gegen Jugend- und Diätwahn. Bleibt, so umstritten manche ihrer Meinungen sind, ein Sprachrohr unzähliger Frauen – auch in der Schweiz, wo das Frauenstimmrecht erst sechs Jahre vor der Gründung von Emma eingeführt wurde.

Sie redet nicht von dem, was noch im Argen liegt. Sondern über das, was «wir erreicht haben». Beispiele? In der Schweiz sei jede vierte Parlamentarierin eine Frau, drei sind an der Spitze. In Deutschland erst nach 87 Jahren Frauenstimmrecht eine Kanzlerin. Rund die Hälfte der Frauen seien berufstätig, in Deutschland hätten sie erst seit 1976 das Recht dazu. Gesetze gegen häusliche Gewalt, gegen Vergewaltigung, die selbstverständlich scheinen, und es doch nicht sind.

Es gibt aber weiterhin viel zu tun. «Die äusseren Fesseln fallen weg, jetzt kommen die inneren», sagt Alice Schwarzer: Biologismus, religiöser Fundamentalismus – die Faschismen des 21. Jahrhunderts. Sie redet dennoch weniger von Feminismus als von Achtung und Versöhnung. «Liebe Schwestern, nehmt die Männer ernst, nehmt euch selbst ernst. Die Hardliner lassen wir links liegen, auch die Frauen, die sagen, Männer sind eben so. Wir halten uns an die, die sagen, das kann ich, das kannst du – und es auch tun.» Oder wie sie im Editorial der Jubiläums-Emma schreibt: «Gehen wir es an. Gemeinsam: Die modernen Frauen und modernen Männer – gegen die alten Männlein und neuen Weibchen.» [ms]

WORT&KLANG 2007

ACHTUNG QUER- DENKER!

von Rolf Bossart

Gerne wird der St.Galler Privatbankier Konrad Hummler in den Medien als Querdenker bezeichnet. Nur logisch, dass der Querdenker innerhalb seiner reichen und ausgreifenden kulturellen Umtriebigkeit nun andere Querdenker nach St.Gallen holt. Zum Beispiel im Mai Peter Sloterdijk und Bjørn Lomborg. Aber Achtung, solch hochkarätige Querdenkerei könnte in unserer Kleinstadt leicht manchen braven Bürger und manch unbedarfte Bürgerin über Gebühr euphorisieren. Vielleicht helfen die folgenden Bemerkungen, unnötige Verwirrungen zu vermeiden.

Überall, wo es Mainstream gibt, wächst das Bedürfnis, sich dagegen abzugrenzen. Aber nicht so, wie die Widerstandskämpfer, die gegen den Strom schwimmen und nicht so, wie die Aussteiger, die dem sicheren Ufer zustreben, sondern so, dass man im grossen Strom bleiben kann, ohne dass man es selber zugeben muss und ohne dass es die anderen merken. Wenn der Querdenker aber nicht aussteigen und nicht dagegen schwimmen will, so bleibt ihm im Strom nur noch das Tauchen. Er ist also ein Taucher auf dem Grund des Mainstreams. Und was er hervorholt, ist Geschiebe oder Kies – und Sand, der das Getriebe zuweilen stocken lässt. Er holt Unrat, der am Boden lag und auch, was sonst im Sumpf drin stecken mag. Oben aber erscheint alles neu und anders. Als Perlen wird gehandelt, was einst und nicht immer zufällig zu Schmutz geworden ist. Der Querdenker erfüllt so dreierlei. Erstens verwandelt er den ganz gewöhnlichen Unrat eines jeden Mainstreams (das, was man entweder achtlos weggeworfen oder mit guten Gründen versenkt hatte) in wertvolle Fundstücke, zweitens wird er gefeiert als aufklärer der Geselle, weil nun, da mehr und mehr Schmutz wieder an der Oberfläche ist, das Wasser des Stromes klarer erscheint, und drittens kann nun der Mainstream auch wieder schneller fliessen, weil die Hindernisse ausgeräumt sind. So kommt es, dass der Querdenker ein paranoider Tabubrecher ist. Einer

Als Perlen wird gehandelt, was einst und nicht immer zufällig zu Schmutz geworden ist.

also, der selber produziert und beschleunigt, wovor er sich und die anderen zu retten vorgibt. Der Querdenker macht im Gestus des mutigen Sündenbocks, der endlich Klartext redet, das, was unterschwellig längst herrschende Meinung ist, zum allseits akzeptierten Slogan. Aber werfen wir nun je einen kurzen Blick auf die Fundstücke, die unsere drei Querdenker Sloterdijk, Lomborg und Hummler in der Tiefe des gesellschaftlichen Sumpfes gefunden haben:

Peter Sloterdijk: Bekannt wurde seine Elmauer Rede über den Menschenpark, worin er vor einigen Jahren, in Notwehr gegen die schlimmen Verteidiger der unantastbaren Menschenwürde, laut und endlich in deutlicher Klarheit über die Zuchtordnung der neuen Menschheit im Zeitalter der Gentechnologie nachgedacht hat. Und in Abwehr gegen die mächtigen Heere derjenigen, die behaupten, dass alle Kulturleistung darin besteht, die niederen Instinkte und Triebe zu zähmen und zu kontrollieren, beweist er in seinem neuesten Buch «Zorn und Zeit» hieb- und stichfest, dass die Kultur nur auf dem grossen Gefühl des Zornes aufbaut und somit unsere Kulturgeschichte nichts anderes als Naturgeschichte ist. Und über Natur spricht er ja auch in St.Gallen, vielleicht über natürliche Zuchtwahl und über die Naturmächte Zorn und Rache.

Björn Lomborg: «Wir können nicht alle Übel auf einmal bekämpfen. Unsere Ressourcen sind beschränkt und wir können nur jeden Euro einmal ausgeben.» Mit solch bestechender Analyse findet Lomborg den tabulosen Ausweg aus dem Helferdilemma aller grossmütigen Kapitalgeber unserer Zeit. Statt ineffiziente

Klimainvestitionen lieber Geld im Kampf gegen Aids. So effizient übrigens ist dieser Kampf, dass die Bill-Gates-Stiftung ihr Geld für die Aidskranken aus Börsengewinnen jener Pharmaindustrien finanziert, die massgeblich an der Verteuerung und Verknappung der Aidsmedikamente beteiligt sind. Und natürlich ist es zwangsläufig bei Lomborg nicht so, dass die kapitalistische Verschwendung zu Verknappungen bei Mensch und Natur führt, sondern so, dass die Verknappungen der Natur die Kapital-Verknappung natürlich nach sich zieht, die es nicht erlaubt, «alle Übel zu bekämpfen». Und deshalb ist er der Mann, der uns erklären kann, wie Natur zu schützen ist und wie nicht.

Konrad Hummler: In einem Vortrag über die grosse Bedrohung durch den Terrorismus nach dem 11. September 2001 nützt Hummler die liberale Rhetorik des besorgten Bürgers, der sich wehrt gegen übermässigen Zugriff des Schnüffelstaates und die Aufweichung des Datenschutzes. «Sehr konkret fordere ich deshalb auf, darüber nachzudenken, ob man nicht die Terrorbekämpfung institutionell von der Verbrechensbekämpfung trennen sollte.»

Wenn man nun wissen will, für welche Verbrecher der «erfolgreiche Schweizer Privatbankier» hier den Schutz des Rechtsstaates verlangt, braucht es keine Geduld: «Das System wird sich, je nebensächlicher die Delikte sind, immer mehr gegen die eigenen Bürger wenden. Heute verfolgt die Bundesrepublik Deutschland mit polizeistaatlichen Methoden Steuersünder. Sie setzt dazu Mittel des Bundesnachrichtendienstes ein.» Und darum liebt der Privatbankier das Schweiztum mit fremdem Geld, aber ohne fremde Bürger und ohne die EU. Natürlich aber können Schutz und Rechtsstaat nicht zu weit gehen: «Im Gegenzug wäre das Vollmachtsregime der mit dem Kampf gegen den Terrorismus beschäftigten Instanzen grosszügig zu definieren und ohne viel rechtsstaatliche Instanzenhindernisse zu versehen. In einem Kampf, in welchem Prävention alles ist, kann man nicht auf Beweise warten und langwierige Rekurswege offen halten.» Solches sprach Querdenker Hummler nicht in St.Gallen aus, sondern vor fünf Jahren in Zürich an der Economic-Conference. Blocher wird es irgendwie vernommen haben.



Illustration: Michael Schöch



KEIN DÜRÜM IM TÜRKENVIERTEL

«He would ... gabble out, like a mantra, like a spell, the six letters of his dream-city, ellowen deeowen. In his secret heart, he crept silently up on London, letter by letter. ... Ellowen deeowen London.» Das sind Zeilen aus *The Satanic Verses*, jenem Buch, das Salman Rushdie weltberühmt machte – wenn auch nicht aus den Gründen, die er sich erhofft hatte. Weit weniger bekannt als die Bedeutung des Wortes *fatwa* ist die Tatsache, dass *The Satanic Verses* eine grossartige Erzählung über London ist – nicht das London Mary Poppins', Charles Dickens' oder Samuel Johnsons, sondern die postkoloniale Metropole, in die sich London in den fünfziger und sechziger Jahren verwandelte, als hunderttausende Immigranten aus dem ehemaligen Kolonialreich – zum Beispiel aus Indien, wie der Held in Rushdies Roman – in die Hauptstadt strömten und sie zu einer der aufregendsten multikulturellen Metropolen der Welt machten. Wenn ich durch die Strassen schlendere, verstört es mich, dass Multikulturalismus von vielen Leuten zu einem gescheiterten Projekt erklärt wird. Natürlich: Religiöser Extremismus ist ein Problem, das bezweifelt niemand – und Rushdie als allerletzter. Aber Multikulturalismus als Toleranz gegenüber fundamentalem Islamismus zu definieren ist unsinnig. Die Massenimmigration aus dem untergehenden Empire bedeutete für London vor allem eine unglaubliche kulturelle Bereicherung, die der Stadt ihren Charakter verleiht. Diese Art von Multikulturalismus ist es, die in *The Satanic Verses* zelebriert wird und die London für mich so faszinierend macht. Auf meinem Weg von Hackney zur British Library begegnet mir Londons Vielfalt der Kulturen täglich, und darum schauen wir einmal, wie «ellowen deeowen» jenseits von Big Ben und Westminster Abbey aussieht.

Wie im Schtetl

Los geht es in Hackney Central, im Nordwesten der Stadt. Sobald man sich das Angebot in den unzähligen Gemüseläden ansieht, fällt auf: Hier wird tropisch gegessen. Maniok, Yam, Kochbananen, Mango, viel Chilli, Brotfrucht, Okra, Kokosnuss. Wir befinden uns in einem der Zentren karibischer und westafrikanischer Einwanderer, und dementsprechend ist von «stiff upper lip» nicht viel zu sehen. Ein ghanaisch-britischer Londoner erzählt mir, dass dieses Quartier in den siebziger Jahren, als er von Accra hierherkam, als eines der Problemviertel galt – Verslummung, Kriminalität und so weiter. Heutzutage ist das nicht mehr so, aber es geht lebhaft zu und her. Jamaikanisch wird es auf dem Ridley Road Market, wo man alles bekommt, was einem auch auf dem Strassenmarkt in Kingston verkauft wird. Eine Zeitung schrieb kürzlich, dass der Markt das daneben gelegene Shopping-Centre wie eine Leichenhalle aussehen lässt. Das einzige, was die Stimmung drücken kann, ist das Wetter, denn vor Nieselregen ist London nie sicher, egal wieviel Yam verkauft wird.

Ich setze mich in einen Bus und mache mich auf den Weg Richtung Norden, nach Stamford Hill, wo sich eine der grössten jüdisch-orthodoxen Gemeinden Europas befindet. Die meisten jüdischen Bewohner des Quartiers gehören dem chassidischen Judentum an und tragen die traditionelle Kleidung, die im 19. Jahrhundert in Osteuropa üblich war. Auf den Strassen wird eine Sprache gesprochen, die sich vertraut anhört, darum fragen wir einmal in einer der zahlreichen koscheren Bäckereien nach. Jiddisch, natürlich! Auch diese Tradition wurde vom Kontinent mitgebracht, als die Juden in den dreissiger Jahren hier ein-



Weit und breit keine «upper stiff lip» zu sehen. Bilder: Peter Stäuber



wanderten. Innerhalb der Gemeinde wird beinahe ausschliesslich Jiddisch gesprochen, und viele ältere Leute verstehen Deutsch besser als Englisch. Wie in einem Shtetl fühlt man sich am Freitagabend, wenn kurz vor Sonnenuntergang im ganzen Quartier der Sabbat durch laute Klezmer-Musik eingeleitet wird.

Ich gehe die Cazenove Street weiter. Rechts eine jüdische Schule, wo ein Chor für das Purim-Fest übt, dann links eine Synagoge, und drei Häuserblocks weiter eine Moschee. Ob es nie Probleme gibt? Nein, überhaupt nicht, sagt ein Angestellter des «North London Muslim Community Centre». Alle paar Monate gibt es ein Treffen zwischen Vertretern der jüdischen und muslimischen Gemeinschaften in Hackney. In der ganzen Aufregung um die britischen Muslime und den angeblich gescheiterten Multikulturalismus erfährt man solche Dinge eben selten, vor allem, wenn man Blätter wie The Daily Mail, The Daily Mirror oder The Sun liest. Der ältere Möbelverkäufer am Ende der Strasse ist nicht gleichermassen begeistert (und ich habe eine vage Vermutung, dass er einer der vielen Sun-Leser sein könnte). Mit schwer verständlichem Cöckney-Akzent erklärt er mir, dass es in London in den letzten Jahrzehnten schlimm geworden sei. Wieso? «All the different ethnicities.» Der Ärmste. Als Rassist hat man es schwer in Hackney. Lassen wir ihn mit seinem Kummer.

Kultur gegen Fastfood

Je weiter ich in südlicher Richtung der Stoke Newington High Street entlang gehe, desto mehr Halal-Metzgereien, mediterrane Supermärkte und Kebabbuden gibt es. Die Strasse und ihre Umgebung ist das Zentrum kurdischer und türkischer Einwanderer. Dem Mitteleuropäer ist der Anblick der Kebabs vertraut, wobei der Dürüm hier weniger verbreitet ist und das Pitta-Brot bevorzugt wird. Gemäss den Regeln interkulturellen Austausches wird in den türkischen Läden auch britische Ware verkauft, will heissen: fish and chips (natürlich mit salt and vinegar, falls erwünscht). Stoke Newington war noch Mitte des 19. Jahr-

hunderts ein kleines Dorf weit ausserhalb Londons, wo es mehr Bäume als Häuser gab, aber schon fünfzig Jahre später hatte London das Dorf geschluckt, und heute liegt es mitten in der Stadt. Auch hier macht sich der Multikulturalismus vor allem in kulinarischer Weise bemerkbar. In der Church Street gibt es so viele Restaurants – türkische, spanische, italienische, indische, chinesische –, dass damit eine ganze Flaschenpost gefüllt werden könnte. Die Strasse gilt als «In-Quartier», wo kleine unabhängige Unternehmen dominieren: von den winzigen Kleiderläden über die Cafés bis zur Videothek. Das ist eher ungewöhnlich für London und darum sehr erfrischend, denn es gibt mehr als genug Costas, Café Neros, Burger Kings und Subways. Kürzlich wurde hier ein Jazzclub geschlossen, woraufhin das Haus besetzt wurde, um zu verhindern, dass eine Fastfood-, Café- oder Sandwich-Kette ein Lokal eröffnet. Stattdessen wurde aus dem Haus ein Kulturzentrum gemacht, mit Bar, Konzerten und Kinderkrippe im Angebot. Im Time Out Magazin fand das Zentrum als «Squat of the Week» Erwähnung. Einige Wochen später wurde aber auch das Kulturzentrum geschlossen und seither ist man mit Abreissen beschäftigt. Mal sehen, was da kommt.

Wenn wir nun in den 73er-Bus steigen, verlassen wir Hackney und fahren geradewegs aufs Zentrum zu. Im Bus hört man viel Polnisch, was bis vor wenigen Jahren selten war. Seit 2004 bilden Polinnen und Polen jedoch die zweitgrösste Einwanderergruppe in Grossbritannien, und erwartungsgemäss ging ein Aufschrei der Empörung durch die rechten Zeitungen. Zum Glück sind die meisten Leute vernünftiger, denn – wie ich jeden Tag feststellen kann – ohne Einwanderer wäre London weniger als halb so interessant.

Nach einer halbstündigen Busfahrt sind wir in King's Cross angekommen, und ich verschwinde gleich um die Ecke in der British Library, um mich ein bisschen mehr mit Salman Rushdie zu beschäftigen.

Peter Stäuber, 1982, kommt aus St.Gallen und studiert in Zürich Englisch. In London schreibt er seine Lizenzarbeit.